

Die Psycholinguistik

Integrative Teildisziplin der Linguistik im weiteren Sinne, interdisziplinären Forschungsansatz, der sich seit 1953 (Forschungsseminar in Bloomington mit Carroll, Osgood, Sebeock u.a.) entwickelt. Erforscht werden sollen:

- die Prozesse bei Kodierung und Dekodierung,
- die psychologischen Voraussetzungen von Sprache, Spracherwerb und Kommunikation,
- der Zusammenhang von Sprache/Sprechen und Denken
- der Zusammenhang von sprachlichen und kognitiven Leistungen
- Probleme des Spracherwerbs und der Spracherziehung
- die psychischen Prozesse bei Sprachproduktion und -rezeption
- Spracherwerb und Sprachverlust
- neben den verbalen auch die nicht-verbalen/paralinguistischen Komponenten des Sprachverh.

Lewandowski, Theodor: Linguistisches Wörterbuch. Heidelberg, UTB 1994 (6. Aufl.); 3 Bde.

Die Psycholinguistik als Wissenschaft hat die menschliche Sprachfähigkeit als Gegenstand. [Exkurs: Damit sich ein Wissen als Wissenschaft konstituieren kann, sind nach wissenschaftstheoretischen Kriterien zwei Bestandteile notwendig: ein Gegenstand und seine Definition – z.B. "die Sprache ist ein System von Zeichen"... – und eine Methode – z.B. strukturalistische, hermeneutische, deskriptive usw. Zu Fragen der WS vgl. H. Seiffert, Einführung in die Wissenschaftstheorie. München, Beck 2003 (13. Aufl.); 4 Bde.]

Innerhalb dieser Disziplin haben sich drei große 'Spezialisierungen' etabliert

- die Sprachwissenschaftsforschung – sie untersucht das Wissen, über das ein Sprecher verfügt, seine Kompetenz
- die Spracherwerbsforschung – sie untersucht wie Kinder sprachliches Wissen erwerben und anwenden
- die Sprachprozessforschung – sie untersucht wie / wodurch der kompetente Sprecher sprachliche Äußerungen versteht / produziert (es geht um die Anwendung des vorhin gemeinten Wissen)

Abgrenzung Psycholinguistik – Neurolinguistik (Anfänge der NL im 19. Jahrhundert: Entdeckung von zwei Gehirnregionen, und zwar Broca- bzw. Wernicke-Areal, deren Schädigung zu Sprachstörungen führt): "Die Neurolinguistik sucht nach neuronalen Korrelaten, also nach den Gehirnaktivitäten, die mit einzelnen sprachlichen Prozessen einhergehen. Zudem untersucht sie, unter anderem mit der Dissoziationsmethode, die Auswirkungen von einzelnen Gehirnschädigungen auf die Sprachverarbeitung. Die Psycholinguistik bezieht diese Daten zwar mit ein, ihr Ziel ist jedoch nicht die Lokalisierung von Gehirnregionen. Psycholinguisten schließen etwa aus verschiedenen Daten über Sprachstörungen, Reaktionszeiten, Sprachentwicklung und Sprachproduktionsfehlern, daß es verschiedene Systeme zur Worterkennung und zur Syntaxanalyse gibt. Eine solche abstrakt-psychologische Behauptung setzt jedoch nicht unbedingt voraus, daß sich auch zwei verschiedene Gehirnregionen finden lassen, die jeweils für Worterkennung oder Syntaxanalyse zuständig sind."

[aus: "Die Psycholinguistik und ihre Nachbardisziplinen" in: <http://de.wikipedia.org/wiki/Psycholinguistik>]

Ein Bild über 'Leistungen und Grenzen' der Disziplin liefert z.B. Helen Leuninger et al., Psycholinguistik - Ein Forschungsbericht. Frankfurt/M., Athenäum Fischer 1972. bzw. für die jüngste Zeit Gert Rickheit / Theo Herrmann / Werner Deutsch (Hrsg.): Psycholinguistik: Ein internationales Handbuch Berlin, de Gruyter 2003

Eine rasche Orientierung zur Geschichte der PL finden wir in Bross, Fabian: "An der Rede erkennt man den Menschen" – eine kurze Geschichte der Psycho- und Neurolinguistik, in: Aventinus. Die historische Internetzeitschrift von Studierenden für Studierende. Ausgabe 06 (2008)

Der Aufbau eines Wörterbuchs ist normalerweise alphabetisch. Daher wäre zu überlegen, ob das mentale Lexikon einer Person auf die gleiche Art und Weise strukturiert ist. Diese Hypothese lässt sich leicht überprüfen. Beim Sprechen wählt man zuweilen irrtümlich das falsche Wort. Wäre das mentale Lexikon alphabetisch geordnet, so wäre zu erwarten, dass sich der Sprecher dann versehentlich für einen benachbarten Eintrag entscheidet. So erscheint das Wort *Pferdegebiss* im *Duden-Universalwörterbuch* kurz hinter *Pferd*, doch in der näheren Umgebung von *Gebiss* sucht man es vergebens. Der größte Unterschied zwischen einem Wörterbuch und dem mentalen Lexikon besteht jedoch darin, dass letzteres zu jedem Eintrag mit viel, viel mehr Informationen aufwarten kann. Um die Bedeutung von *warm* aber vollständig zu erfassen, muss man wissen, in welcher Beziehung es auf der Temperaturskala zu Wörtern wie *kalt*, *lau* oder *heiß* steht.

Wörter haben insofern unscharfe Ränder, als es keinen eindeutigen Punkt gibt, an dem ein Wort endet und ein anderes beginnt. Das demonstrierte der Soziolinguist William Labov, als er Studenten die Abbildungen von Gefäßen zeigte und sie bat, diese entweder als *Tasse*, *Vase* oder *Schale* zu klassifizieren. So bezeichneten sie hohe schmale Gefäße ohne Henkel als Vasen und niedrige flache als Schalen. Doch sie waren unschlüssig, wenn ihnen ein Zwischending gezeigt wurde. Wären die Studenten nur einfach verschiedener Meinung gewesen, so hätte man sagen können, dass eben kein mentales Lexikon wie das andere ist. Doch es zeigte sich, dass sich ein und dieselbe Person mal so und mal so entschied. Nachdem man sich beispielsweise darauf geeinigt hatte, ein bestimmtes leeres Gefäß am ehesten als *Schale* zu bezeichnen, bat Labov die Studenten, das Gefäß zu benennen, wenn es mit verschiedenen Dingen gefüllt war. Eine Schale blieb eine *Schale*, wenn sie Kartoffelpüree enthielt, wurde aber meistens in *Vase* umgetauft, wenn sie Blumen enthielt, und in *Tasse*, wenn sie voll Kaffee war.

Der Philosoph Ludwig Wittgenstein hat das Syndrom der **Familienähnlichkeit** anschaulich beschrieben: „Ich meine Brettspiele, Kartenspiele, Ballspiele, Kampfspiele, usw. Was ist allen diesen gemeinsam? [...] Sind sie alle ‚unterhaltend‘? Vergleiche Schach mit dem Mühlfahren. Oder gibt es überall ein Gewinnen und Verlieren, oder eine Konkurrenz der Spielenden? In den Ballspielen gibt es Gewinnen und Verlieren; aber wenn ein Kind den Ball an die Wand wirft und wieder auffängt, so ist dieser Zug verschwunden. Schau welche Rolle Geschick und Glück spielen. Und wie verschieden ist Geschick im Schachspiel und Geschick im Tennisspiel.“ Wittgenstein kommt zum Schluss, dass zwar jedes Spiel eine gewisse Ähnlichkeit mit anderen Spielen aufweist, dass es aber keinen Faktor gibt, der ihnen allen eigen ist. Es handelt sich um ein kompliziertes Netz von Ähnlichkeiten, die einander übergreifen und kreuzen.

Bei einem Experiment stand auf jeder Seite des Fragebogens eine Kategorienbezeichnung, wie „Frucht“, „Gemüse“, „Vogel“, „Kleidung“ usw. Unter jeder Kategorie stand eine Liste mit etwa 50 Beispielen. Anhand einer Sieben-Punkte-Skala sollten die Studenten beurteilen, ob es sich jeweils um ein gutes Beispiel der Kategorie handelte oder nicht. Die Ergebnisse wiesen verblüffende Übereinstimmungen auf. Bei den Exemplaren, die als sehr gute Beispiele der Kategorie galten, waren die Versuchspersonen besonders einhelliger Meinung. Fast alle hielten das Rotkehlchen für den typischsten Vogel, die Erbse für das typischste Gemüse und den Stuhl für das typischste Möbelstück. Man scheint eine bestimmte Vorstellung von den Merkmalen eines idealen Exemplars zu haben – eines Prototyps. In gewisser Hinsicht sind **Prototypen** wie *Spiele*. Sie besitzen eine Familienähnlichkeit, aber es gibt keine einzelne Definition, die alle abdeckt. Prototypen repräsentieren innere Theorien. Man konstruiert sich unbewusst „mentale Modelle“, um sich im Leben und mit allen Dingen, die dazugehören, zurechtzufinden. Diese sind dann der Hintergrund, in den die Besonderheiten der aktuellen Situation eingepasst werden. Normalerweise reagiert man auf das Wort *Mond* mit Einheiten wie *Sonne*, *Nacht* und *Stern*. Doch präsentiert man *Mond* gemeinsam mit Wörtern wie *Elefant*, *Wal*, *Stadion*, so erhält man meistens die Antwort *groß*. Wenn sich die Assoziationen zu einem Wort so leicht durch den Kontext beeinflussen lassen, dann dürfen wir vermutlich nicht darauf hoffen, jemals feste und detaillierte Pfade zwischen den Wörtern im mentalen Lexikon bestimmen zu können.

Weil bei Wortselektionsfehlern die Wortart beibehalten wird, ist diese vermutlich ein wesentlicher Bestandteil des Wortes und eng mit ihm verwoben. Dieses Phänomen kann nicht bloßer Zufall sein und lässt sich auch nicht ausschließlich auf syntaktische Selektionsprozesse zurückführen. Nach Meinung einiger Wissenschaftler wählen die Sprecher einen **syntaktischen Frame** für den Satz aus, wie beispielsweise Nomen-Verb-Nomen, und fügen dann geeignete Wörter in die Leerstellen ein. Wählt man zum Beispiel *stellen* (Martha *stellte* das Auto in die Garage), so benötigt man einen größeren Frame als für *parken* (Martha *parkte* das Auto). Der Satz „Martha *stellte* das Auto“ ist ungrammatisch. Syntax und Semantik überschneiden sich also. Verben sind untrennbar mit der syntaktischen Struktur verknüpft; das mag der Grund dafür sein, dass Menschen mit Sprachstörungen mit ihnen häufiger Schwierigkeiten haben als mit Nomen.

Aufgrund ihrer inneren Struktur lassen sich die Wörter des Deutschen in zwei Gruppen einteilen. Zum einen gibt es Wörter wie *Eule* oder *Giraffe*, die anscheinend untrennbare Einheiten sind. Zum anderen gibt es komplexe Wörter wie *beklopfen* oder *Verkleidung*. Diese lassen sich in Abschnitte aufspalten, die auch in anderen Wörtern auftauchen. So ist *Verkleidung* in drei Teile zerlegbar: die Basis *kleid*, an der vorne das Präfix *ver-* und hinten das Suffix *-ung* angehängt wird. Diese Einzelteile kommen auch in anderen Wörtern vor, wie in *vertauschen*, *bekleidet* und *Rechnung*, und werden somit als **Morpheme** klassifiziert, welche manchmal auch als „kleinste grammatische Einheit“ bezeichnet werden. Alles deutet darauf hin, dass regelmäßige Flexionssuffixe normalerweise im Sprachverlauf angefügt werden, wogegen unregelmäßige Formen als ganze im Lexikon aufgelistet sind. Es deutet auch alles darauf hin, dass Präfixe und Stämme im mentalen Lexikon fest miteinander verschmolzen sind, zumindest wenn die Stämme ein obligatorisches Präfix verlangen.

Es besitzt jede Sprache eigene Regeln für zulässige **Phonemsequenzen**. So ist im Englischen die Kombination [pt] am Wortanfang nicht erlaubt; im Altgriechischen dagegen war sie gebräuchlich, wie die Schreibung von englischen Lehnwörtern wie *pterodactyl* beweist. Im Deutschen gibt es zwar Wörter mit *pt* im Anlaut, aber keine mit *bd*. Die Sprecher kennen diese Regeln unbewusst, denn sie können meistens verlässlich beurteilen, ob ein Phantasiewort ein mögliches Wort ihrer Sprache ist, wie *Skratt*, oder ein unmögliches, wie *Bdul*.

In der Literatur über das Speichern von Wörtern ist der „**Badewanneneffekt**“ wohl am besten dokumentiert. Anfang und Ende eines Wortes haften besser im Gedächtnis als der Mittelteil – so als wäre das Wort eine Person, die in der Badewanne liegt und deren Kopf am einen und die Füße am anderen Ende heraus schauen. Und so wie der Kopf weiter aus dem Wasser ragt und auffälliger ist als die Füße, erinnert man sich im Allgemeinen leichter an den Wortanfang als an das Ende. Bei einer Untersuchung von etwa 500 TOT-Situationen wurde das erste Phonem in 51 Prozent der Fälle richtig getroffen, das letzte in 35 Prozent.

Wir haben ein erstaunliches Talent dafür, die Anwendung von Wörtern zu erweitern. Man benutzt immer wieder Wörter mit verletzten Prototypen-Bedingungen – sogar so häufig, dass man es gar nicht mehr bemerkt. Bemerkt man es doch einmal, gehen zuweilen die Meinungen darüber auseinander, ob ein Wort „metaphorisch“ verwendet wird oder nicht, wie in „Der Kartoffelpreis steigt“. Ist *steigt* eine **Metapher**, da sich der Preis nicht buchstäblich einen Berg hinaufbewegt? Oder wird bei *steigen* hier nur gegen die Prototypen-Bedingungen verstoßen, da *steigen* typischerweise das Durchmessen eines Raumes verbunden mit einer Aufwärtsbewegung bezeichnet? In einigen semantischen Feldern ist der Verstoß gegen Prototypen-Bedingungen oder, anders gesagt, die Verwendung von Metaphern von so zentraler Bedeutung, dass Kommunikation ohne sie nicht möglich wäre. Bei einer prototypischen Metapher sind sich die verglichenen Einheiten demnach meistens unähnlich insofern, als sie aus verschiedenen semantischen Feldern stammen, und ähnlich insofern, als sie naheliegende weniger zentrale Merkmale miteinander teilen. Die Verschiedenheit der semantischen Felder signalisiert dem Hörer, dass zur Interpretation des Satzes eine aktive Verknüpfung erforderlich ist.

Kopfschmerztabletten beseitigen Kopfschmerzen, *Schlaftabletten* verhelfen zum Schlafen, und *Herztabletten* kräftigen das Herz. *Mottenpulver* soll Motten vertreiben, *Kakaopulver* besteht aus gemahlener Kakaobohnen, und *Juckpulver* ruft Juckreiz hervor. Wörter können auf so viele

scheinbar logische Weisen verknüpft werden, dass man sich fragt, wie Sprecher es bewerkstelligen, einander zu verstehen, wenn sie neue Verbindungen produzieren, wie „Du kannst die *Walschale* nehmen“, was heißen soll „Du kannst die Schale nehmen, auf der der Wal abgebildet ist“. Offensichtlich muss ein neues **Kompositum** auch neue Informationen enthalten. So wurde in einem Experiment die englische Wortfolge *Eiervogel* als unakzeptabel zurückgewiesen, weil alle Vögel aus Eiern schlüpfen, und *Kopfhut* wurde abgelehnt, weil „alle Hüte auf dem Kopf getragen werden und somit alle Hüte Kopfhüte sind.“

„Marietta zuckerte den Kuchen“ oder „Wer macht den *Abwasch*?“. Dies sind Beispiele für **Konversion**, bei der eine Wortart in eine andere verwandelt wird. Konversionen sind produktiv und werden nicht nur von Erwachsenen, sondern auch von Kindern gern angewendet. So kommentierte ein knapp fünfjähriges Mädchen das Läuten der Glocken mit den Worten: „Es könnte jeden Tag glocken.“ Zwei Monate später meinte sie: „Günther lichtet mehr“, als ihr Bruder stärker von der Lampe beleuchtet wurde als sie. Vor allem zeigt der Wortbildungsprozess, dass der menschliche Geist im Umgang mit seinem Wortschatz höchst beweglich ist. Die Produktion neuer Wörter unterstreicht die Sichtweise, zu der wir bereits gelangt waren: Das mentale Lexikon ist kein begrenztes Wörterbuch mit einer festgelegten Menge an Informationen zu jedem Wort, sondern ein lebendiges System, in dem ständig neue Verbindungen entstehen.

Wie erwerben Kinder die **Bedeutung von Wörtern**? Im Wesentlichen haben Kinder drei unterschiedliche, wenn auch miteinander verknüpfte Aufgaben zu bewältigen: Sie müssen etikettieren, sortieren und eine Netzwerk bauen. Beim Etikettieren müssen kleine Kinder entdecken, dass Lautketten als Namen von Dingen benutzt werden können. Beim Sortieren müssen sie herausfinden, welche Dinge das gleiche Etikett erhalten. Und beim Netzwerk bauen müssen sie bestimmen, in welcher Beziehung die Wörter zueinander stehen. Die Symbolbildung, also die Erkenntnis, dass eine ganz bestimmte Lautkombination ein bestimmtes Objekt „bedeutet“ oder symbolisiert, ist eine äußerst komplexe Fähigkeit. Sie braucht Zeit, sich zu entfalten, und entwickelt sich manchmal erst deutlich nach dem ersten Geburtstag. Einem Kind wurde die Frage gestellt, ob eine freundliche und fröhliche Frau, die eine Toilettenschüssel abmontierte und mitnahm, Räuber sein könnte. Die Antwort lautete: „Nein ... denn Räuber, die müssen Pistolen haben und die machen Raubüberfälle, und die Frau da hat das nicht getan, und sie hatte keine Pistole, sie hat keinen Raubüberfall gemacht.“ Mit zunehmendem Alter revidieren die Kinder allmählich ihre Analysen, bis sie mit den Analysen der Personen in ihrer Umgebung übereinstimmen. Kinder erwerben also ständig neue Wörter. Zu Beginn verwenden sie jedes in einem begrenzten Kontext; später passen sie es in ein umfassendes Netzwerk ein und lösen es aus dem Kontext, in dem sie es gelernt haben. Möglicherweise lernen Erwachsene auf die gleiche Art und Weise neue Wörter. Diese kontinuierliche Eingliederung neuer Wörter scheint ein extrem langsam voranschreitender Prozess zu sein, der vielleicht nie abgeschlossen wird.

Kinder nehmen Laute nicht ganz genauso wahr wie Erwachsene, und häufig verstehen sie Wörter nicht richtig. Diese falschen Wahrnehmungen werden vor allem dann offenbar, wenn Kinder unangemessen reagieren. Ein Kind, das zu einem Plastikfisch *fis* sagte, wurde von den Forschern gefragt: „Ist das ein *fis*?“ „Nein“, sagte das Kind, „ein *fis*“. Wie in diesem Fall, sind Kinder häufig verwirrt, wenn man ihre Redeweise imitiert. Die Diskrepanz zwischen dem, was die Kinder wahrnehmen, und dem, was sie sagen, deutet demnach darauf hin, dass die von ihnen geäußerten Wörter möglicherweise von den Wörtern in ihrem mentalen Lexikon etwas verschieden sind. Bestimmte Laute – beispielsweise der „Ach-Laut“, wie in *Nacht*, ist schwerer auszusprechen als andere. Sie erfordern eine besondere Präzision und Muskelspannung. Kinder müssen Wörter identifizieren, herausfinden, welche Artikulationsbewegungen zu welchen Lauten gehören, und die zulässigen Lautsequenzen entdecken. Sprechen lernen heißt auch, eine Sammlung dieser **artikulatorischen Subroutinen** aufzubauen. Die Subroutinen, mit denen Kleinkinder schon früh umgehen können, sind wahrscheinlich genau diejenigen, die den natürlichen Neigungen des menschlichen Sprechapparats entgegenkommen. Wenn Kinder auf andere Teile eines gespeicherten Wortes besonders guten Zugriff haben als Erwachsene, dann müsste auch die Gesamtstrukturierung der Wörter nach Lauten teilweise anders erfolgen, insofern als Kinder die Wörter in anderen

Wortgruppen zusammenfassen. Wahrscheinlich sind Wörter mit ähnlichem Rhythmus besonders eng verknüpft, wohingegen die Wortanfänge eine untergeordnete Rolle spielen. Das Lesenlernen ist hier ganz offensichtlich von Bedeutung. Dabei wird die Aufmerksamkeit auf die Wortanfänge gelenkt, vor allem, wenn man lernt, mit Wörterbüchern umzugehen.

Bei der **Sprachproduktion** wird der Strom normalerweise in der semantischen Komponente in Gang gebracht; dort wird ein semantisches Feld aktiviert und dann möglicherweise auf eine Gruppe eingegrenzt. Bevor die endgültige Auswahl getroffen wird, fließt der Strom zu den jeweiligen phonologischen „Vorwahlnummern“, wo ein ganzes Arsenal von Wörtern ausgelöst wird. Die aktivierten Wörter aktivieren. Alle Knoten zwischen den aktivierten Bereichen leuchten, bildlich gesprochen, auf, während der Strom zwischen ihnen hin- und herschießt. Bei der Überprüfung der aktivierten Knoten werden die relevanten immer stärker erregt, während die unerwünschten schwächer werden. Aus der anfänglichen Liste werden nach und nach immer mehr Eintragungen gestrichen, wobei die semantisch ungeeigneten ausscheiden und von den passender scheinenden Kandidaten verdrängt werden. Da der Strom in beide Richtungen fließt, ruft alles, was in der Semantik besonders stark aktiviert wird, neue Aktivierungen im phonologischen Bereich hervor und umgekehrt. Dieses Wechselspiel der progressiven Aktivierung wahrscheinlicher Kandidaten und der Unterdrückung unerwünschter Verbindungen wird so lange fortgeführt, bis ein Wort als Sieger feststeht. Der Sieger schnellst heraus – ähnlich wie eine fertige Scheibe Toast, die aus dem Toaster springt.

Eine der sichersten Erkenntnisse über die **Worterkennung** ist, dass viel dabei über reine Vermutungen funktioniert. Man erkennt Wörter, indem man aussucht, was „am besten passt“. Man vergleicht das Gehörte mit demjenigen Wort im mentalen Lexikon, das am geeignetsten erscheint, und füllt Lücken auf, häufig ohne es zu bemerken. Ein Wissenschaftler spielte seinen Versuchspersonen Sätze vor, in denen ein Teil eines zentralen Wortes, wie beispielsweise *Legislative*, von einem Husten überdeckt wurde. Die meisten Personen interpretierten das Wort nicht nur richtig – sie hatten nicht einmal bemerkt, dass etwas fehlte. Beim Erkennen von Wörtern erscheint also sozusagen auf dem geistigen Bildschirm der Sprecher jedes Wort, das zu dem passt, was sie hören, und dann nutzen sie sämtliche verfügbaren Hinweise – syntaktischer und semantischer Art –, um die Möglichkeiten einzuengen. Es scheint, als marschiere dann jedesmal eine ganze Armee von Wörtern zur Musterung auf. Diese Kohortenbildung berücksichtigt eine Reihe wichtiger Faktoren der Worterkennung: Erstens werden viel mehr Wörter aktiviert, als gebraucht werden, zweitens nutzen die Hörer alle Arten von Informationen, um zu einer Entscheidung zu kommen, und drittens fällen sie diese Entscheidung schnell – häufig, bevor sie das ganze Wort gehört haben. Möglicherweise gibt es für jedes Wort einen Schwellenwert, bei dem es „hochschießt“, wobei zu berücksichtigen ist, dass verschiedene Arten von Informationen einander aufwiegen können.

Lemmata (Bedeutung plus Wortart) scheinen in semantischen Feldern angeordnet zu sein, und innerhalb dieser Felder bestehen starke Verbindungen zwischen Konjunkten derselben Wortart, wie *Löwe* und *Tiger* oder *Messer*, *Gabel*, *Löffel*. Für die Sprachproduktion ist das sinnvoll. Ein Sprecher hat dann eine bequeme Auswahl aus einem bestimmten Themenbereich, indem er einige mögliche Wörter vergleicht, die eng miteinander verbunden sind. Die Bedeutungskomponente eines Wortes ist demnach offensichtlich so strukturiert, dass sie vor allem die Sprachplanung unterstützt.

Die **Wortformen** (Lautstrukturen) weisen dagegen starke Verbindungen zu ähnlich klingenden Wörtern auf, wie *abgespeckt* und *abgepackt* oder *idiotische* und *äthiopische*. Das ist bei der Worterkennung von Vorteil. Die Hörer können Kandidaten vergleichen und sich die beste Entsprechung des Gehörten aussuchen.

Demnach scheint das mentale Lexikon ein gemischtes System zu sein, dem es gelungen ist, in einem Kompromiss die Anforderungen der Wortproduktion wie auch der -erkennung zu berücksichtigen. Die Komponente, die jeweils zuerst benötigt wird, diktiert der Struktur ihre Bedürfnisse. Da Semantik und Syntax der Ausgangspunkt der Produktion sind, wird ihre Anordnung entsprechend ausgerichtet. Dagegen sind die Laute so strukturiert, dass sie der Worterkennung dienen, weil deren Ausgangspunkt die Laute sind.

Sprachen lernen

"Im Gegensatz zum phonologischen und grammatischen System der Muttersprache, deren Erwerb weitgehend in den ersten sechs Lebensjahren stattfindet, ist der Erwerb von semantischen Fähigkeiten nicht auf eine bestimmte zeitliche Lebensspanne beschränkt" (Iris Füssenich, PH Ludwigsburg)

Bis ungefähr zum zweiten Lebensjahr erwirbt das Kind 50 Wörter, die es aktiv produzieren kann. Im passiven Wortschatz verfügt das Kind dann über rund 200 Wörter. Hat das Kind die 50-Wörter Marke erreicht, beginnt es mit dem Wortschatzspurt und lernt nun täglich mehrere Wörter. So verfügen Kinder bei Schuleintritt dann über ungefähr 2.000 – 3.000 Wörter im aktiven Wortschatz. Schätzungen zu Folge lernen Schulkinder ungefähr 3.000 neue Wörter pro Jahr.-

Was ist ein Fehler? ... die Abweichung von einer Norm ... Die Therapie = Korrektur des Fehlers ... NB.: zur Sicherung eines (langfristigen) Erfolgs sollte die Therapie von 'Profilaxismaßnahmen' begleitet werden.

Fehler werden definiert (linguistisch nach Art und Weise; System-Fehler) und klassifiziert (nach Ursachen)

Ursachen werden gesucht / analysiert:

- Interferenzfehler (Einfluß der Muttersprache: sie 'mischt sich ein' in die Zielsprache)
- Einfluß der Zielsprache: Analogiefehler, Übergeneralisierung
- Vereinfachungsstrategien
- Sprachliche 'Fertigteile'
- Kreative Fehler
- Versprecher
- Individuelle Fehler
- Aus der Kommunikationssituation resultierende Fehler, Kompensationsstrategien (z.B. für unbekannte Wörter)
- Aus Unkenntnis soziokultureller Differenzen resultierende Fehler
- Aus Unkenntnis textueller Normen resultierende Fehler (: Anreden, Abschiedsformeln usw.)

Putzer, Oskar: Fehleranalyse und Sprachvergleich: Linguistische Methoden im Fremdsprachenunterricht am Beispiel Italienisch-Deutsch. München, Hueber 1994; 357 S.

Teil I: Fehleranalyse und Sprachvergleich als Methode [man sollte die "kontrastive Grammatik" zugunsten einer "konfrontative Sprachbeschreibung" aufgeben]

Teil II: Fehleranalyse und Sprachvergleich an ausgewählten Beispielen [es werden behandelt/analysiert die temporale und die lokale Angaben sowie die Kasusverwendung. Alle Paragraphen schließen mit einem Kapitelchen "Schlußfolgerungen für didaktische Strategien"]

"Insgesamt läßt uns die Fehleranalyse und der Sprachvergleich in differenzierter Weise verstehen, welchen Einfluß muttersprachliche Gewohnheiten auf den Erwerb einer Fremdsprache ausüben können. Dieser Einfluß besteht zumindest in fortgeschrittener Erwerbsphase keineswegs nur darin, daß der Lernende in simpler Weise muttersprachliche Merkmale in die Zielsprache "überträgt", sondern vor allem darin, daß der Lernende sich an bestimmten Beziehungen zwischen der Mutter- und der Zielsprache, an interlingualen Entsprechungen zu orientieren versucht." [Schlußwort, S. 335]

... sich an interlingualen Entsprechungen orientieren ... Im Falle der Muttersprache könnte man hier – es geht jetzt um mentales Lexikon, um Wörter im Kopf – an intralinguale Entsprechungen und daraus resultierende 'Unsicherheiten' bzw. Fehler denken.-